

**www.e-rara.ch**

## **Deutsche Dichter seit Heinrich Heine**

**Henckell, Karl**

**Berlin, 1906**

**Zentralbibliothek Zürich**

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-140437>

[Mörrike, Geibel, Heyse, Ringg, von Reder, Leuthold, Keller, Storm, Groth, Greif]

---

### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [\[Link\]](#)

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [\[Link\]](#)

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [\[Link\]](#)

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [\[Link\]](#)

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,  
 Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,  
 Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,  
 So gräbt er, glaub ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,  
 Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,  
 Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,  
 Trotz ihr der Tod im weissen Festgewand.

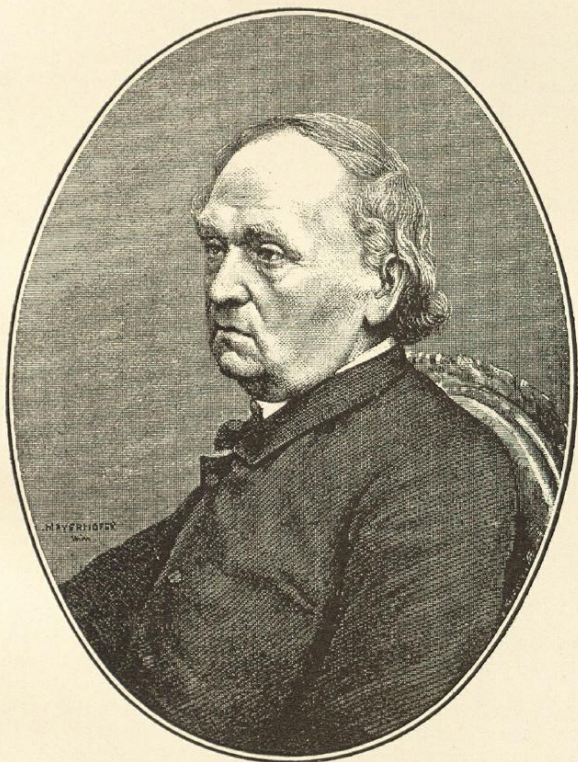
**Z**u jenen Dichtern, die wie Annette Droste und Hebbel unabhängig von den geräuschvollen nationalen und politischen Zeitströmungen ihre Werke schufen und deshalb im Laufe des Jahrhunderts eine um so nachhaltigere, tiefer wirkende Bedeutung gewannen, gehört auch vor allem der feinbeschauliche Schwabe Eduard Mörike, dessen langes Leben äußerlich so bescheiden zwischen Ludwigsburg und Stuttgart dahinfließ. Der sah sich lieber recht sorgfältig liebevoll in der Pfarrstube den alten, auf dem Ofen noch zu warmen Altersehren gelangten Turmhahn zu Cleversulzbach im Unterland an und führte mit ihm ein behaglich trautes Zwiegespräch über das ganze Wochendasein im Heimatdörfle, als daß er sonderlich auf das gegenseitige Ankrähen der alleweil den Hals ziemlich aufreißenden Streithähne gehorcht oder gar versucht hätte, es ihnen nachzugackern. Ein Mörike ging anderem nach — der konnte ruhig auf leise Grundstimmen des Lebens, wie es immer war und immer sein wird, lauschen und in vollkommener Harmonie mit der umgebenden Natur sein herzinniges, gemühtiefes Weltgefühl in glockenrein abgestimmten Lauten dem Liede anvertrauen. Mörikes Seele war ein bedeutendes Idyll mit tieferen Durchblicken, die auch das sogenannte Kleinleben zu erhöhtem Dasein steigern. Seine erquickliche Lyrik gemahnt wohl an einen süddeutschen Pfarrgarten im Frühlingstau. Goldregen und Akazien duften und blühen; anmutig und frisch durchschreitet ihn ein junges, liebereifes Mädchen, bald ahnungs-

voll vor sich hinsinnend, bald schelmisch lächelnd ob keck geträumten Küssen — leise zieht ein verliebtes Lüftchen durch die Lauben, und am blauen Veilchenhimmel schwimmen auf schneeweißen Wölklein die singenden Engelsbübchen der Ewigkeit vorüber . . .

Der dichterische Wein, mit dem der prächtige Herr Pfarrer Mörike seinen dankbaren Gästen, am liebsten ganz bei Gelegenheit, ohne großes Getue, aufwartet, ist durchaus bestes Eigengewächs, nicht mit Phrasenwasser gepantscht, und hat eine lieblich-kräftige, allen guten Weltkindern wohlgefällige Blume. Seine Naivetät ist nie täppisch, wie sie ja im Handumdrehn bei Dichtern einer hochgebildeten poetischen Kultur werden kann, sobald sie nur im geringsten gewollt auftritt, sondern sie ist von zarter Grazie und entzückender Ungezwungenheit des Wesens. Darum ist Mörike auch ein wirklicher Märchenpoet. Die Ausführung seiner künstlerischen Arbeit ist bis ins Kleinste von wesenstreuer Gediegenheit — kein sogenannter Mantel der Form, sondern innere Form, organischer rhythmischer Ausdruck des erlebten Eindrucks. Seine Weltanschauung ist im tiefsten Grunde eine versöhnte, trotz Angst und Schrecken der Dinge im Ewigen ruhend wie das spielende Jesuskind — eine Lieblingsvorstellung des Dichters — im Schoß der Mutter. Unbedingte Harmlosigkeit einer welt- und gottvertrauenden Sonnennatur. . . Mörike ist ein langsamer Feinschmecker des lyrischen Empfindungsausdrucks — die sprachliche Form klassisch-deutsch mit schwäbischem und antikeliebendem Einschlag — und in seinen besondern Eigentümlichkeiten auch Kost für Feinschmecker.

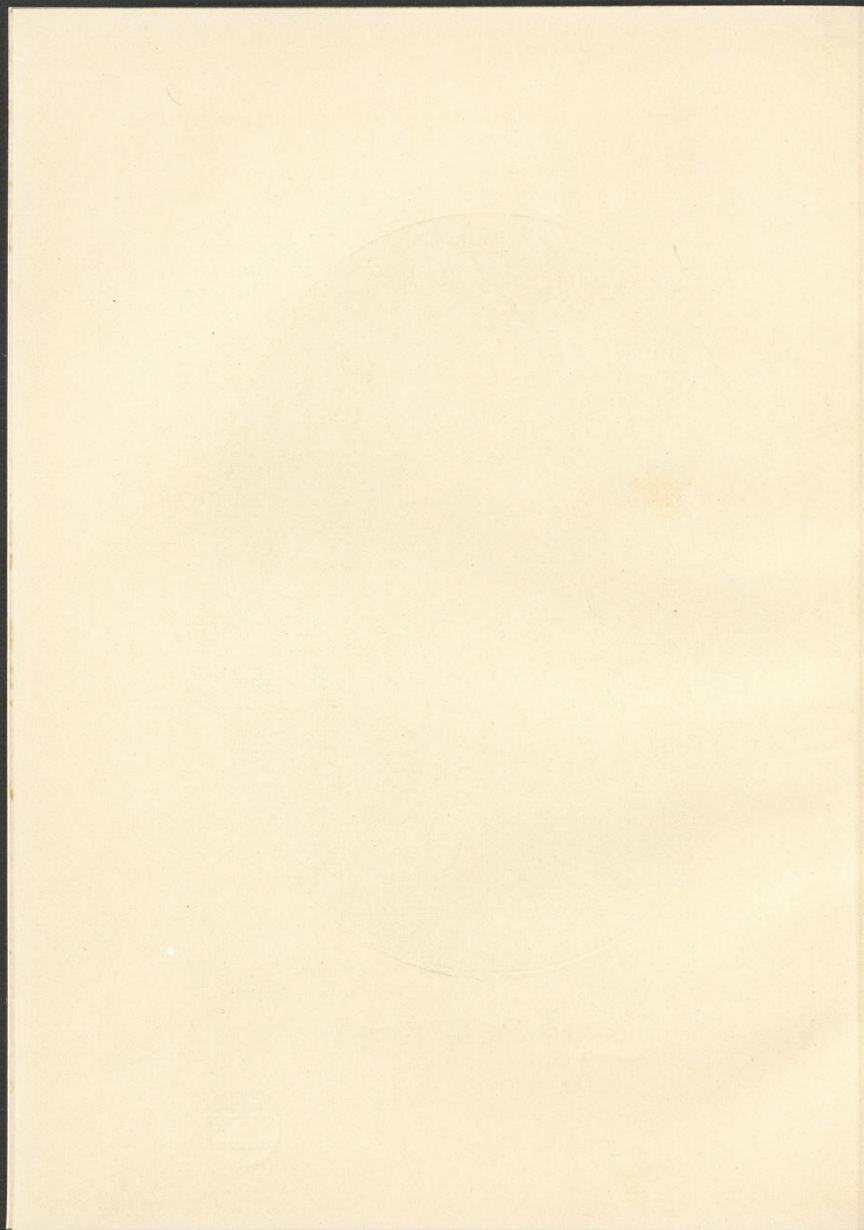
### VERSUCHUNG.

Wenn sie in silberner Schale mit Wein uns würzet die  
 Erdbeern,  
 Dicht mit Zucker noch erst streuet die Kinder des Walds:  
 O wie schmacht ich hinauf zu den duftigern Lippen, wie  
 dürstet  
 Nach des gebogenen Arms schimmernder Weiße mein Mund!



L. Müllers





Ist das nicht lyrische Sinnlichkeit von allerholdester Anmut? — Wer sich von der unendlich zarten Abtönung und Abschattung des Ausdrucks bei Mörike und zugleich von der schier pflanzlichen Zusammenziehung, Sammlung und Andachtsruhe seiner lyrischen Seele einen Begriff machen will, atme nur einmal das Gedicht: „Die schöne Buche“ in sich ein.

### DIE SCHÖNE BUCHE.

Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da stehet  
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.

Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,  
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.  
Rings, soweit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,  
Grünet der Rasen, das Aug still zu erquicken, umher;  
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;  
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.

Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,  
Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen Blau.  
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke  
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.

Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinab-  
schlingt,

Läset die Helligung mich ahnen das offene Feld.

— Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers  
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,  
Führt ein freundlicher Geist, des Hains auflassende  
Gottheit,

Hier mich zum erstenmal, plötzlich, den Staunenden, ein.  
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des  
Mittags,

Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub!

Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;  
Festlich empfieng er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.  
Jetzo, gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe  
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehn,  
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,

Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.  
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille  
Unergründlicher Ruh lauschte mein innerer Sinn.  
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-  
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt ich und dachte nur dich!

An einem schönen „Kunstgebilde der echten Art“ hat  
Mörrike einmal sein lyrisches Gedicht mit den ihm zugehörigen  
Eigenschaften unbewußt-symbolisch selbst aufs treff-  
lichste wiedergespiegelt, in dem Gedicht:

#### AUF EINE LAMPE.

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,  
An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,  
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.  
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand  
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflieht,  
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.  
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist  
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —  
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?  
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Der lautern Schönheit von Mörikes Lyrik kann ich im  
Nachgenuß stets nur mit inniger Freude gedenken — eben  
darum wahrscheinlich, weil sie so ganz „selig scheint in  
sich selbst.“

Als kräftiger Mensch besaß Mörrike auch eine ganze  
Portion satirischer Laune und ironischen Humors; man  
erinnert sich dabei wohl gleich an das entzückende, von  
Hugo Wolf kongenial komponierte „Abschiedsgedicht“, in  
dem der Dichter einen splitterrichtenden Rezensenten so  
ungemein liebenswürdig zum Hause hinauskomplimentiert:

„Wie wir nun an der Treppe sind,  
Da geb ich ihm, ganz froh gesinnt,  
Einen kleinen Tritt,  
Nur so von hinten, aufs Gesäße, mit —

Alle Hagel, ward das ein Gerumpel!  
Ein Gepurzel, ein Gehumpel!  
Dergleichen hab ich nie gesehn,  
All mein Lebtag nicht gesehn,  
Einen Menschen so rasch die Trepp hinabgehn.“

Und wie ein Mörike über allerhand Lavendellyrik und Versezuckerkand dachte, steht in der

### RESTAURATION

nach Durchlesung eines Manuskripts mit Gedichten geschrieben:

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!  
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.  
Es roch, ich will des Henkers sein,  
Wie lauter welke Rosen und Kamilleblümlein,  
Mir ward ganz übel, mauserig, dumm,  
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,  
Lief in den Garten hinterm Haus,  
Zog einen herzhaften Rettig aus,  
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,  
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

**U**m von besagtem Rettigschwanz wieder auf „feineres“ lyrisches Gemüse zurückzukommen, — nicht mit solchem ursprünglichen Behagen wie Mörike und nicht so völlig warmwerdend — was kann das arme Herz dafür? — besuchen wir jetzt in der Erinnerung einen Augenblick die Münchener Tafelrunde der wohlgezogenen Ritter vom schönen Wohl laut. Wir machen unsere gewiß nicht gering-schätzigte Verneigung vor jenen mit vielseitiger Form-virtuosität und höchst geschultem Geschmack ausgestatteten Dichtern, die, in allen Sätteln Uhlands, Eichendorffs, Heines usw. gerecht, die Lyra mit großer Fertigkeit hand-haben und den Faltenwurf des Verses sehr hübsch und wirksam zu arrangieren wissen; die auch nicht ohne eige-

nes Gefühl, nicht ohne getragene Begeisterung für die Würde des Dichtertums und für nationale Vordergrundsideale den Ton zu treffen verstehen, der schnell seine Resonanz in breiten Schichten des Publikums findet; die aber auch unleugbar durch eine schon ziemlich ausgedehnte Beimischung halb erotischer Empfinderei und konventionellen Gefühlsels den Sinn für echte ganze Leidenschaft und Naturwahrheit in der Dichtung bedenklich einzubüßen beginnen.

Deutschland durchlebte während einer Epoche politischer Verdrossenheit und resignierter Teilnahmslosigkeit wenigstens weiterer Kreise am öffentlichen Leben damals eine nicht künstlerisch-schöpferische, aber ästhetisierend-nachschafferisch angehauchte Phase.

Manches schöne Gedicht von tadelloser Geschmacksreinheit und feinsinniger Kultur grüßt uns aus jener Zeit, und wenn speziell die Münchener Gruppe und was drum und dran hängt, der eigentlichen urwüchsigen Naturen ermangelt, so weist sie doch immerhin bei viel Gemeinsamkeit des Typus eine Reihe von Lyrikern auf, die auch einzeln für sich eine gewisse Physiognomie verraten.

Zwar überall der gleiche Fluch, für den sie ja nichts konnten, da sie nicht stark genug waren, ihn zu überwinden. Wenn der schwanensaubere, lilienweiche Emanuel Geibel zu Wald und Quelle wollte, stand überall deutscher Dichterwald — und nach seinem Rauschen stimmte sich sein Lied.

Was frommte es da, wenigstens im Sinne dichterischer Werte, daß man mit seinem Pfund wucherte, wenn dieses Pfund nun mal die Wage echter Natur und starker Kunst nicht vertrug? Und das war denn doch in erschreckendem Maße bei Geibel und denen, die ihm glichen, der Fall. Wo war da Leidenschaft und Sprachgewalt, eigenster Rhythmus und neue Bildkraft zu finden? Alles schon längst abgekocht, nur jetzt in tausendfach verdünntem Aufguß dem für solche Surrogate stets dankbaren deutschen Publikum wieder serviert. Was der Schwan von Lübeck in einem seiner besten Gedichte, dem „Bildhauer des Hadrian“,

diesen schmerzerfüllt ausrufen läßt als Fluch des Eklektikers und Epigonen, das traf mutatis mutandis in vollem Maße auf ihn und andere poetische Lieblinge jener Epoche zu:

„Wohl bändgen wir den Stein und küren,  
Bewußt berechnend, jede Zier,  
Doch wie wir glatt den Meißel führen,  
Nur vom Vergangnen zehren wir.  
O trostlos kluges Auserlesen!  
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt!  
Was schön wird, ist schon dagewesen,  
Und nachgeahmt ist, was uns glückt.“

Sehr richtig heißt es auch in einem Geibelschen Distichon:

„Wär es das trefflichste gleich, kalt läßt uns, was du gelernt hast.  
Gib dich selber, Poet, und du bezwingst uns das Herz.“

Selbsterkenntnis schützt leider vor Ohnmacht nicht.

Es war kein Selbst zu geben, daran gehen die in angewöhnter Technik und gefälliger Empfindungssphäre fürtrefflichsten Gedichte zu grunde.

Geibel war gewiß ein von der priesterlichen Würde des Dichtertums, ein von seiner nationalen Heroldsmission erfüllter „Sänger“ und hat auch wohl mit dieser allerdings bei ihm mehr romantisierend verklärten als in Wahrheit neu hervorgebrachten Skaldenauffassung einem noch sehr jugendlichen, sonst ganz anders gearteten Poetengeschlecht eine Zeitlang vorgeschwebt, aber selbst um als Charakter auf die Dauer vorbildlich einzuwirken, ließ er es denn doch zu sehr an der tieferen Wesensgewalt fehlen, die in wirklichem Kampf und Kräftespiel sich selbst menschlich steigert und allmählich zur Persönlichkeit ausprägt. Es gibt eben wohlfeile und teure Charaktere — nur die letzteren haben auch im Himmel der Kunst guten Kurs und Klang. Rein dichterisch vollends drohte durch Geibel die deutsche Lyrik sich musikalisch zwitterhaft in allgemeinen Wohlklang

und damit schließlich in allgemeines Wohlgefallen aufzulösen.

Und Paul Heyse? Der war doch gewiß mit hellen Künstleraugen und feingeistigen Dichtersinnen auf die Welt gekommen. Er, der mit dem sanguinischen Lächeln der heitern Lebensbejahung auf den schön geschwungenen Lippen für Lust und Schmerz die leichten, flüssigen Harmonien fand. Ich habe immer die Empfindung, als hätte es gerade Paul Heyse mit seinen glücklich offenen Organen eigentlich nicht nötig gehabt, der Tragik des Epigontums zu verfallen, als hätte er sein Dichterprofil in der Totalität schärfer und weniger angreifbar ausprägen können und müssen. Aber wenn bei einem, so wurde bei Heyse das Übergewicht formalen Reizes und mit der Muttermilch aufgesogener „Schönheits“pflege für die „Haut“ und dann auch für das „Mark“ des Dichters mit der Zeit verhängnisvoll. In der Kunst steht die Epidermis mit dem Blut in einer unendlich nahen und feinen Wechselwirkung. Und Heyses künstlerische Epidermis weist leider schon längst jene weichblassen Merkmale der Verschwommenheit auf, die allmählich und unaufhaltsam die anfängliche Schönheitslinie verwischen. Trotzdem wird natürlich kein Mensch, der geschmackvolle Sicherheit der Formgebung auch bei einem geistvollen und begabten Nachfahren großer Ahnen zu schätzen weiß, verkennen, daß wir von Heyse manches Poem besitzen, das, ohne den Stempel der Notwendigkeit zu tragen, doch durch die vornehme, gebildete Eleganz seines Daseins erfreut. Heyse ist der richtige Italiano der deutschen Poesie. Die Leuchtkraft eines Böcklin, an den er übrigens eins seiner feinsinnigsten Terzinengedichte gerichtet hat, sucht man aber doch wohl vergebens.

### NACH DER NATUR.

Pinsel, Griffel und Meißel, und was irgend  
Macht hat, schwankende Formen festzubannen,  
Euch beneidet der Kiel des armen Dichters.  
Denn er bemüht sich vergebens, nachzukritzeln,

Was soeben geschaut die sel'gen Augen.  
Weiß denn einer, wie reizend keck das Dirnchen  
Auf dem Eselchen thronte, wenn ich melde,  
Daß sie zwischen den Körben saß, das eine  
Beinchen über des Tiers geduld'gen Rücken,  
Frei das andere baumelnd, daß ihr rotes  
Röcklein über die Wade sich hinaufzog?  
Und so saß sie mit vorgeneigten Schultern,  
In die Rechte geschmiegt das Kinn, am kleinen  
Finger saugend, verträumt und aus der Wimpern  
Schwarzer Seidengardine Blitze sprühend;  
Und so ritt sie dahin, die windge Gasse.  
Daß am Busen das Tuch sich löst und flatternd  
Halb den kräftig gewölbten Nacken freigab,  
Jenen Nacken der Mädchen von Albano,  
Drüber üppig geringelt hängt die Flechte,  
Wie ein Drache, den stolzen Schatz zu hüten —  
Kommt und seht und verzweifelt, arme Dichter!

Die übermächtigen Vorbilder wirken allmählich immer stärker alles ausgleichend und abplattend; die Formenglätte erreicht auf Kosten der charaktergebenden Form eine unheimliche Vollendung. Selbst der entschieden viel kraftvollere, geistig und künstlerisch weit energischer gefurchte Hermann Lingg hatte an dem Leidwesen eines verwirrenden und verwischenden Epigonenstils ebenfalls mitzutragen, ermangelt aber sonst keineswegs der selbständigen lyrischen Struktur und des packenden Wahrheitszuges. Ein antiker Tempel — so könnte man von seiner Gesamterscheinung bildlich sagen — steht am weltweiten Meere; die ernste Muse erinnert sich der Völkergeschicke, auf ihrem edlen Antlitz wechselt der schwermütige Schatten der Nichtigkeit mit dem verklärenden Aufleuchten der großgelungenen Werke und Taten; kaum achtet sie des eignen Wehs, während sie Spenden der Liebe, der Freiheit und der schönen Menschlichkeit in das heilige Opferbecken träufelt.

## PÄSTUM.

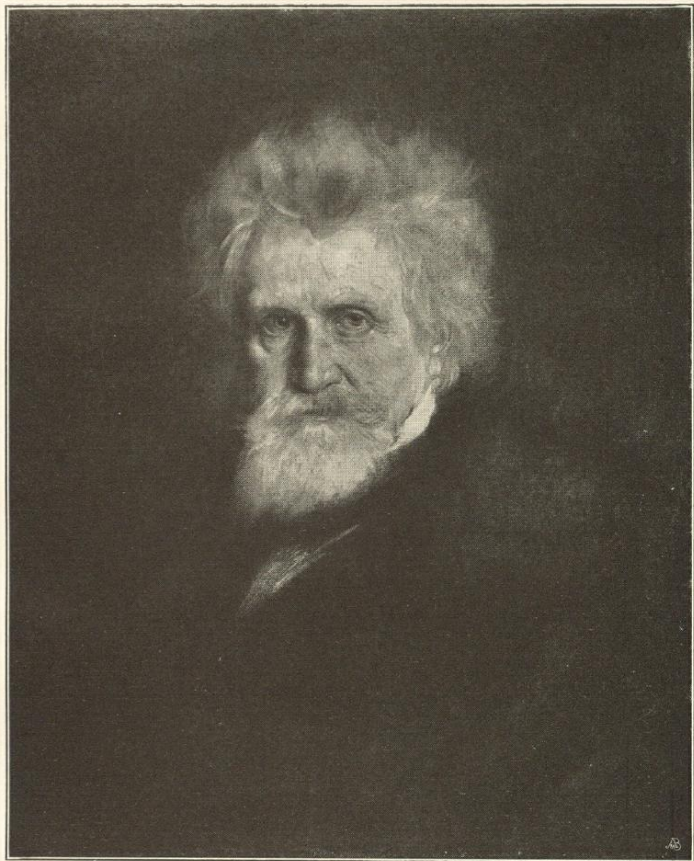
Brütend liegt der Mittag über  
Pästums öder Fiebergegend,  
Schwüle Nebel niederlegend,  
Selbst die Sonne schimmert trüber,  
Und die alte Stadt Poseidons  
Stumm und einsam liegt sie da,  
Ein zerstörtes Sodoma.

Auf zerbrochnen Steinkolossen  
Umgestürzter Architrave  
Blühen Kaktus und Agave,  
Um die alten Mauern sprossen  
Rote Blumen und Akanthus;  
Duftig wuchern drüberhin  
Thymian und Rosmarin.

Nur ein gelber Tempelriese  
Trägt noch seine Quaderbalken,  
Um den Gipfel fliegen Falken,  
Epheu rankt sich um die Friese;  
Und die Natter und die Eidechs  
Sonnt sich an der Tempelwand,  
Wo geblammt der Opferbrand.

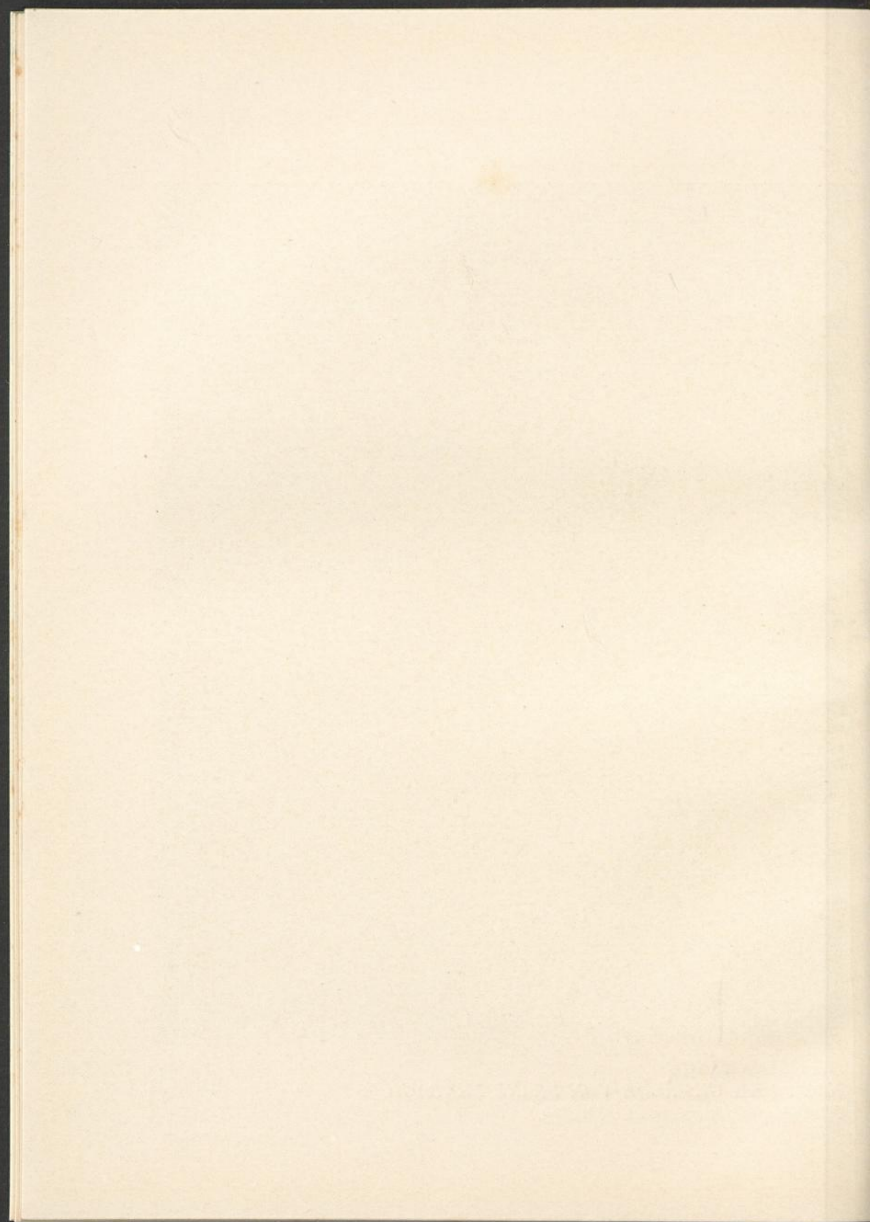
Ungebrochen stehn die schlanken  
Dorersäulen; ein Jahrtausend  
Sahen sie vorüberbrausend;  
Throne stürzten, Völker sanken;  
Über ihre Marmorhäupter  
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,  
Weht ein Hauch der Ewigkeit.

Man spürt, hier lebt sich eine bestimmte Phantasie aus  
und schafft ihre Atmosphäre, wie in den folgenden Versen  
ein „schattenhafter“ Lebensgram sich ergreifend kundgibt:



HERMANN LINGG  
NACH DEM GEMÄLDE VON FRANZ LENBACH  
*Photographie Bruckmann, München.*





STANZEN.

Wem nach langer Kerkernacht,  
 Wem nach heißen Fieberwochen  
 Wieder neu das Leben lacht,  
 Frühlingsfrisch die Pulse pochen,  
 Selig wie das Sonnenlicht  
 Ist sein Herz und weiß es nicht.

Aber Dich, o Dich zernagt  
 Eine Wunde, die nicht blutet,  
 Dich ein Schmerz unausgeklagt,  
 Dessen Quell wie Lethe flutet,  
 Dessen Heilung nie gelingt,  
 Den kein Lied in Schlummer singt.

Eines Grams nur leiser Duft,  
 Nur der Schatten eines Kummers  
 Stockt in Deiner Lebensluft,  
 Stört den Frieden Deines Schlummers;  
 Namenlos und schattenhaft  
 Saugt er Deine beste Kraft.

Nie zu rasten, nie zu ruhn,  
 Und doch nie ins volle Leben  
 Einen festen Schritt zu tun;  
 Zu erglügen im Bestreben,  
 Zu erliegen im Versuch,  
 Weh Dir, Herz, das ist Dein Fluch.

**A**ls eine merkwürdig vereinzelt Vorpostenerscheinung kommender lyrischer Avantreiter in ein zu eroberndes dichterisches Neuland ragt aus jenen Münchener Tagen der heute über achtzigjährige Feldartillerieoberst a. D. Ritter, Maler und Dichter Heinrich v. Reder, zu einem späteren Dichtergeschlecht herüber. Ich sollte wegen seiner ganzen eigenständigen Art also von Rechtswegen erst nachher über ihn sprechen, ziehe es aber doch vor, gerade im verblüffenden Gegensatz zum Geibel-Heyseskreis, mit dem er

sich doch zeitlich und äußerlich berührt, diesen knorrig zähen „Rodensteiner“ der deutschen Lyrik Ihnen hier mit heller Freude vor die Augen zu rücken. Der „alte Reder“, wie ich ihn auch schlechtweg nennen möchte, ist eine urwüchsige Natur, die aus erster Hand vom Quell Jugendkraft und Kunst geschöpft hat, während den meisten andern das kastalische Gewässer durch ziemlich viel Röhren zufloß. Ursprüngliche Wettertannenkraft und — jawohl! — wunderliebliche Blumenzartheit leben und weben in Reders besten und eigentümlichsten Gedichten. Er hat freilich auch manchen schwachen Vers geschrieben. Man spricht so viel, bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten, vom sogenannten „Volkston“. Nun, hier ist nicht selten wahrer germanischer Volkston, notabene mit edler, tüchtiger Kunst vermählt. Wenn man Reders Hochland-, Wald- und Zigeunergedichte genau kennt und liebt, erscheint einem so vieles, was unter diesen Marken in zahllosen Auflagen den Büchermarkt beherrschte, als geleckte, unwahre Dekorationsmalerei. Quellenklare Augen, das Herz auf dem rechten Fleck und den Stift mit knappem Strich energisch und sicher geführt! Kurz und bündig, dabei schlagend und erschöpfend zu sein — es ist wohl eine prächtige Kunst, die dem Dichter Reder zuweilen erstaunlich gelingt. Bald ist der Sturm des wilden Jägers in Reders Versen, bald der zarte, wie Silberblättlein klingende Lichtschimmer des stillen Buchenhains, bald die leidenschaftliche Tokaierglut des echten, vogelfreien Zigeuners und Pufstasohnes, bald das scharfspähende Geierauge des Künstlers, das mit einem Schlagschatten eine Landschaftsskizze hinwirft, eine Menschenseele beleuchtet. Zuerst eine unscheinbare Federzeichnung, ein Bild von der Heide.

#### DER WÄCHTER.

Stiller Abendfrieden lag  
 Auf der öden Heide,  
 Dünste woben drüber hin  
 Schleier, weiß wie Seide.

Barfuß schritt durchs Rispengras  
Mit gerafftem Kleide  
Eine sonngebräunte Maid,  
Schlank wie eine Weide.

Ihren Schottlandschäferhund  
Wachsam an der Seite,  
Gaben Mut und scharf Gebiß  
Ihr ein treu Geleite.

Dann, mit fortstürmender Leidenschaft, ein Ritt auf jagendem Roß

### DURCH DIE PUSSTA.

Scharf in die Flanken die Sporen gedrückt,  
Nicht in dem Sattel gewankt und gerückt,  
Fest mit der Linken die Zügel gefaßt,  
Spreng' ich dahin und gönn' mir nicht Rast.

Flatternd die Mähne und knirschend im Zaum,  
Dampfend die Nüstern, Gebiß voller Schaum,  
Streckt sich mein Renner und fliegt wie der Wind,  
Eh noch im Dämmer die Pußta verrinnt.

Trockene Halme stäuben vom Huf,  
Flügelbeschwingt durch munteren Ruf,  
Birken und Weiden verlassen die Stell',  
Laufen bezaubert entgegen mir schnell.

Weiter und weiter im schnaubenden Lauf,  
Mulden hinunter und Hügel hinauf,  
Fern in der Csárda, wo Feuer noch brennt,  
Dorten, mein Fuchs, hat das Jagen ein End'.

Schließlich das volkstümlich wuchtige Bauernkriegslied,  
das wie ein Stück Hodlersches Schweizermannenfresko wirkt:

## DER ARME KUNRAD.

(1525)

Ich bin der arme Kunrad  
Und komm von nah und fern,  
Vom Hartematt, vom Hungerrain  
Mit Speiß und Morgenstern.  
Ich will nicht länger sein der Knecht,  
Leibeigen, fröhnig, ohne Recht.  
Ein gleich Gesetz, das will ich han,  
Vom Fürsten bis zum Bauersmann.

Ich bin der arme Kunrad,  
Speiß voran,  
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,  
In Aberacht und Bann,  
Den Bundschuh trag' ich auf der Stang,  
Hab' Helm und Harnisch an.  
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,  
Ich halt' nun selber das Gericht,  
Es geht an Schloß, Abtei und Stift,  
Nichts gilt als wie die heil'ge Schrift.

Ich bin der arme Kunrad,  
Speiß voran,  
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,  
Trag' Pech in meiner Pfann';  
Heijoh! Nun geht's mit Sens' und Axt  
An Pfaff' und Edelmann.  
Sie schlugen mich mit Prügeln platt  
Und machten mich mit Hunger satt,  
Sie zogen mir die Haut vom Leib  
Und taten Schand' an Kind und Weib.

Ich bin der arme Kunrad,  
Speiß voran,  
Drauf und dran!

Nicht aus so kernigem Holz geschnitzt wie der einstige Artillerieoberst, der im Pulverrauch von zwanzig Schlachten gestanden, war ein anderer unstäter Gast der Münchener Tafelrunde, der, im selben Jahrzehnt geboren, schon längst, ja schon zu eigenen Lebzeiten ins Reich der Schatten hinunter schwankte.

Schmerzzerrissen, in selbstverliebter Schönheit, hebt es sich ab von dem Kreise der im allgemeinen nicht gerade „dämonischen“ Gestalten des sogenannten Münchener „Krokodils“, das Bild des unglücklichen Schweizers Heinrich Leuthold, der in der Heilanstalt Burghölzli bei Zürich sein frühes und trübes Ende fand. Ein nachgeborener Souverän der schönen Form thront er im Purpurmantel der Melodie auf den Trümmern und toten Hoffnungen seines haltlosen, schicksalschweren Lebens.

Er lächelt ein bitteres Epigramm, er sinnt dem Wohllaut seines Grames nach, er greift nach dem Thyrsusstab, schwingt den Becher und schwelgt in hellenischem Traumrausch, aber das üppige Weinlaub blättert hin, welk und windverweht, und das Szepter des Dionysos hat sich jäh in den Dornenstab des schwermütigen Sohnes der Finsternis verwandelt.

### SCHWERMUT.

Fraget nicht, was mich so eigen  
Oft — selbst im Genuß des Schönen —  
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,  
Tanz und Reigen,  
Mich versenkt in jähes Schweigen!

Wie vor schweren Ungewittern  
Bange Ahnung lähmt das Leben,  
Fühl ich mit geheimem Beben  
Diesen bitteren  
Schmerz durch meine Seele zittern.

Jenen Gram, den nimmersatten,  
Sucht' ich oft mit sanftem Streicheln  
Einzuschläfern, wegzuschmeicheln,

Zu bestatten;  
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Selbst bei holder Rosenmunde  
Sanftem Lächeln, süßem Plaudern  
Überfällt's mich oft mit Schaudern —  
Tief im Grunde  
Meines Herzens klafft die Wunde.

Mag mich aufwärts das Gefieder  
Angebornen Wohllauts tragen,  
Immer kehrt in sanften Klagen  
Meiner Lieder  
Jener Ton der Wehmut wieder.

Laßt den Trost! Er ist vergebens.  
Denn ich fürchte, was so bange  
Mich beschleicht, sogar im Drange  
Meines Strebens,  
Ist der Schmerz verlorren Lebens.

Ein reines Bild tiefer Natureinsamkeit mit sinnvoller Beziehung auf ein Menschenleben hat Leuthold gestaltet in dem elegischen Gedicht

### DER WALDSEE.

Wie bist du schön, du tiefer blauer See!  
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,  
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee  
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,  
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten;  
Wie Chorgesang der feiernden Natur  
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Waldrosen streun dir ihren Weihrauch aus  
Und würz'ge Tannen, die dich rings umragen,  
Und die wie Säulen eines Tempelbaus  
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Einst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,  
Die sich der Welt verschloss mit sieben Siegeln;  
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,  
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Bezeichnend für Leuthold ist auch ein wohltuender, muckerfeindlicher Zug, wie in folgenden, durch die Form für seine rhythmisch pointierende Art ebenfalls charakteristischen Versen:

WIR UND SIE.

Zwar meinen die Heuchler und Frommen  
Und ziehen ein scheel Gesicht,  
Daß sie in den Himmel kommen  
Wir aber nicht.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,  
Ich und mein reizend Kind,  
Und freun uns, daß wir hienieden  
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten  
Im Himmel den besten Ort,  
Und erschienen die Frömmnergestalten,  
Wir zögen fort.

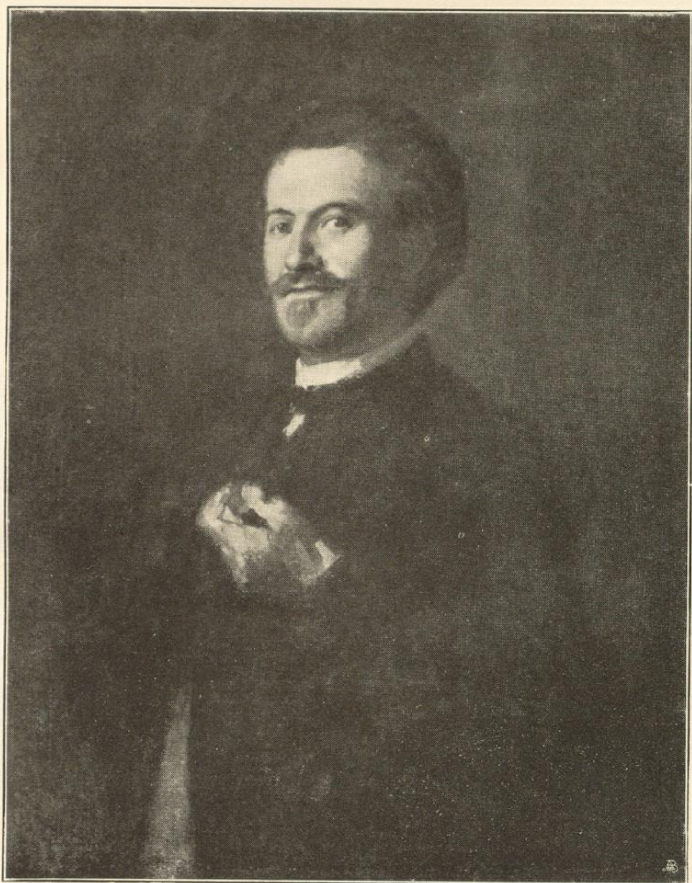
Und sprächen: „Geruh uns beide,  
O Petrus, dahin zu tun,  
Wo Anakreon der Heide  
Und Sappho ruhn!

Und führte der Weg zu diesen  
Durchs schwärzeste Höllentor,  
Wir ziehn ihn den Paradiesen  
Der Mucker vor.“

**M**it Recht konnte ein größerer dichterischer Landsmann Heinrich Leutholds von dessen Gedichten bei ihrem schon zur Zeit seines seelischen Todes erfolgten Erscheinen öffentlich sagen: „Dem Ausbruche glühen-

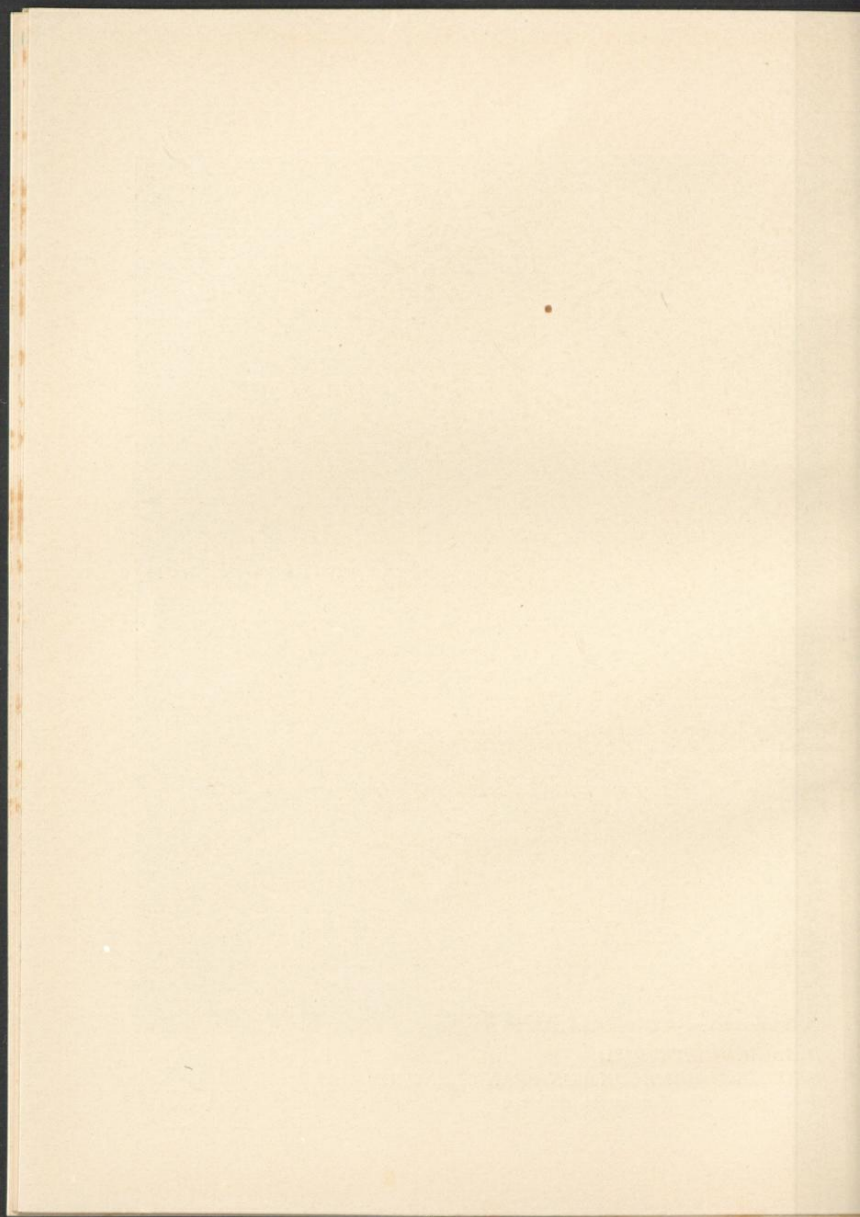
der Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße. Unmut und Spott lösen sich in Töne weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar.“

Der größere Landsmann, der als bald Siebzigjähriger in den „heimeligen“ Plauderstündchen, die ich dann und wann zur Dämmerungszeit am Zeltweg in Zürich bei ihm zu brachte, mitunter auch persönliche Erinnerungen auffrischte, nannte Heinrich Leuthold in seiner drastischen Art gelegentlich mal ein „verrücktes Instrument“ und erzählte launig von seinen tollen Streichen und Einfällen. Ja, wenn der arme Heinrich nur etwas von der grundfesten Geisteskonstitution und Wesensveranlagung seines kräftigeren kantonalen Mitbürgers besessen hätte! Der bildet übrigens eine höchst bedeutsame Sphäre für sich allein und ist eine Natur von hervorragender schöpferischer Eigenart. Wenn Gottfried Keller mir in den dicken Band seiner „Gesammelten Gedichte“, die ich in liebevoll verehrendem Andenken an den mit sorgfältiger und sachlicher Würdigung meines eigenen Jugendschaffens auch gar nicht kargenden Alt-Staatsschreiber von Zürich schatzfreudig bewahre, die schlichte Widmung schrieb „Zur freundlichen Erinnerung an den Täter“, so brauchte er das Wort „Täter“, wie er mündlich dazu andeutete, selbst wohl mit der ihm eigentümlichen etwas schalkhaften Nuance, aber das Buch Gedichte stellt auch die wahrhaftige lyrische Lebenstat eines prächtigen Meisters dar, der in seinen Gedichten natürlich die gleichen menschlich-künstlerischen Grundzüge und Grundvorzüge aufweist wie in seinen mehr gekannten und gerühmten Erzählungen und Romanen. Gottfried Keller hat einmal in einem Briefe an Ferdinand Freiligrath folgendes Bekenntniswort über die Kunst der Lyrik niedergelegt: „Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache: sie duldet nur selten eine rivalisierende Tätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blut als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen



HEINRICH LEUTHOLD  
NACH DEM GEMÄLDE VON FRANZ LENBACH  
*Photographie Bruckmann in München.*





schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh einer hin und werde Lyriker ...!“ Ja, Meister Gottfried, Ihr habt's gewußt. . . Wenn es auch von wegen der „Berechnung“ heute ein klein bißchen besser geworden sein mag.

Gar nicht einschmeichelnd tritt die Lyrik Gottfried Kellers auf, alles auf den ersten Blick Blendende und Verführerische geht ihr ab, sie ist wohl manchmal eine etwas spröde Schöne, aber wenn man sich nicht allzu flüchtig von ein paar vereinzelt hart und trocken klingenden Wendungen und Versen abschrecken läßt und ein Auge für den unerschöpflichen, bis auf das winzigste Tröpfchen echten Naturreichtum dieser Gedichte besitzt, so sieht man Seite für Seite herrliche, für uns Deutsche besonders wertvolle Gaben vor sich ausgebreitet. Vollhängend und schwer, wie ein breitstämmig gewachsener Apfelbaum feinsten Sorte, so prangt Kellers Lyrik von den reifen Früchten eines markigen, wohlgediehenen Lebens.

Eines ist sicher: lyrisches Flitter- und Flunkergold gibt es bei Keller nicht, hinter jedem Worte, jedem Bilde steht der ganze knorrigzarte Mann mit dem großen Haupte, ein tiefführender, aller Gefühlsduselei abholder stiller Vertrauter der Natur, der er sich in treuer, dankbarer und blickklarer Liebe hingibt. Ausserordentlich gediegene Kunst eines nur auf innerste Bewältigung des Lebensgefühls, nicht auf berauschte Formeffekte bedachten Dichtersinnes. Ein paar sichere, auf ihrem Punkte ruhig verweilende Augen, deren liebevolles, stetes Leuchten dauernd rein oder andächtig stimmt, schauen aus Kellers Gedichten hervor.

#### UNTER STERNEN.

Wende dich, du kleiner Stern,  
Erde! wo ich lebe,

Daß mein Aug, der Sonne fern,  
Sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternzeit,  
Öffnet alle Gräfte;  
Strahlende Unsterblichkeit  
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang  
Andern Zonen scheinen,  
Hier fühl ich Zusammenhang  
Mit dem All und Einen.

Hohe Lust, im dunklen Tal,  
Selber ungesehen,  
Durch den majestätischen Saal  
Atmend mitzugehen!

Schwinge dich, o grünes Rund,  
In die Morgenröte!  
Scheidend rückwärts singt mein Mund  
Jubelnde Gebete.

### WINTERNACHT.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,  
Still und blendend lag der weiße Schnee,  
Nicht ein Wölkchen hing am Sternenzelt,  
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,  
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror.  
An den Ästen klomm die Nix herauf,  
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,  
Das die schwarze Tiefe von mir schied;  
Dicht ich unter meinen Füßen sah  
Ihre weiße Schönheit, Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet sie  
An der harten Decke her und hin,  
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,  
Immer, immer liegt es mir im Sinn,

Gerade bei Dichtern wie Gottfried Keller, deren strömende Lebensfülle eigentlich mit jedem Gedicht einen neuen Zug offenbart, ist es natürlich ganz ausgeschlossen, in ein paar sogenannten „Perlen“ ihr Wesen und ihre Art nur andeuten, geschweige aufzeigen zu wollen, Das machen uns solche Herren glücklicherweise völlig unmöglich. Sie spotten ja auch unbarmherzig jedes ehrenwerten anthologischen Bemühens. Darum lassen Sie mich nur noch das eine goldtraubensüße Gedicht von der „Winzerin“ lesen, das ich unsäglich liebe, und nachher zum Schluß eine entzückende, auch echt Kellersche Schnurre.

### DIE WINZERIN.

Am sonnig weißen Gartenhaus,  
Da reifet Traub an Traube,  
Die sanfte Schöne tritt heraus  
Und prüft die schwere Laube;  
Dem blauen Blick des Weibes gleicht  
Der Beeren dunkle Menge;  
Wohin ihr freundlich Auge reicht,  
Lacht freundliches Gedränge.

Rings lockt das noch gefangne Blut  
Zu Häupten und zu Füßen,  
Und sie beginnt mit stillem Mut  
Zu schneiden all die süßen.  
Und wie sie mit der lieben Hand  
Die grünen Blätter teilet,  
Hin schweifet über See und Land  
Im Flug der Blick und weilet.

Gleich einer reifen Beere glänzt  
Ihr feuchtes Aug herüber,

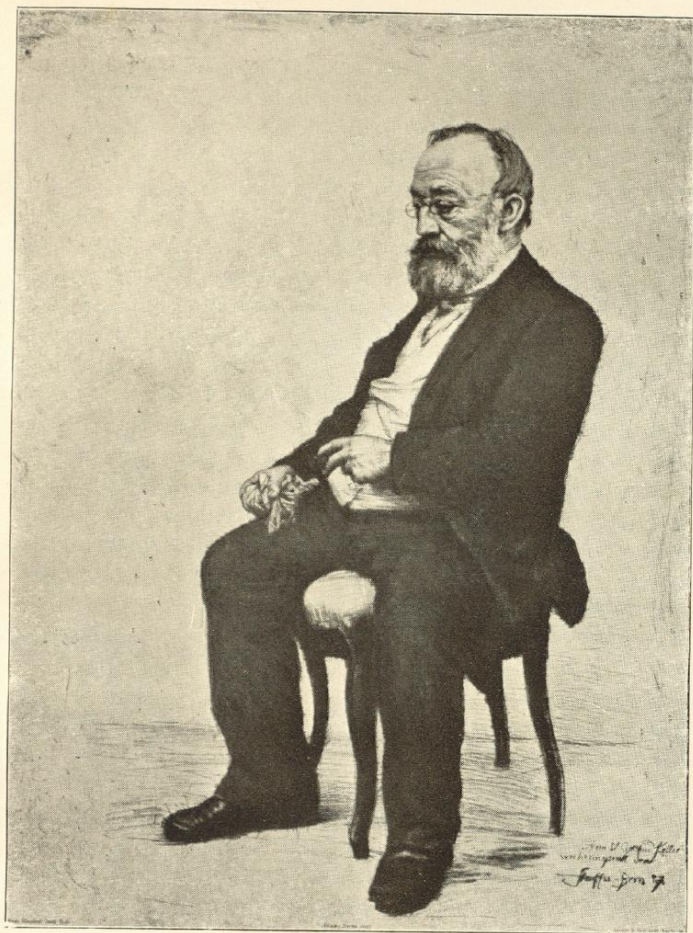
Wo's blaut und leuchtet unbegrenzt,  
So fern, so fern herüber.  
Sie lasset still und ahnungsvoll  
Die vollen Trauben sinken,  
Bis es in Körben reizend schwoh  
Mit tausendfachem Blinken.

Und auf der Laube Marmeltisch  
Zu keltern sie beginnen,  
Daß aus der Kelter duftig frisch  
Das Blut der Traube rinnet;  
Wie muß der weißen Arme Zier  
Mit holder Kraft sich mühen!  
Sie keltert bis die Wangen ihr  
Gleich jungen Rosen blühen.

Sie keltert, daß der Busen fliegt  
Und woget ungemessen;  
Umsonst, was ihr im Sinne liegt,  
Sie kann es nicht vergessen!  
Umsonst — wie oft die Krüge sie  
Mit starkem Moste füllet,  
Sie selber hat den Durst noch nie,  
Das Sehnen nie gestillet.

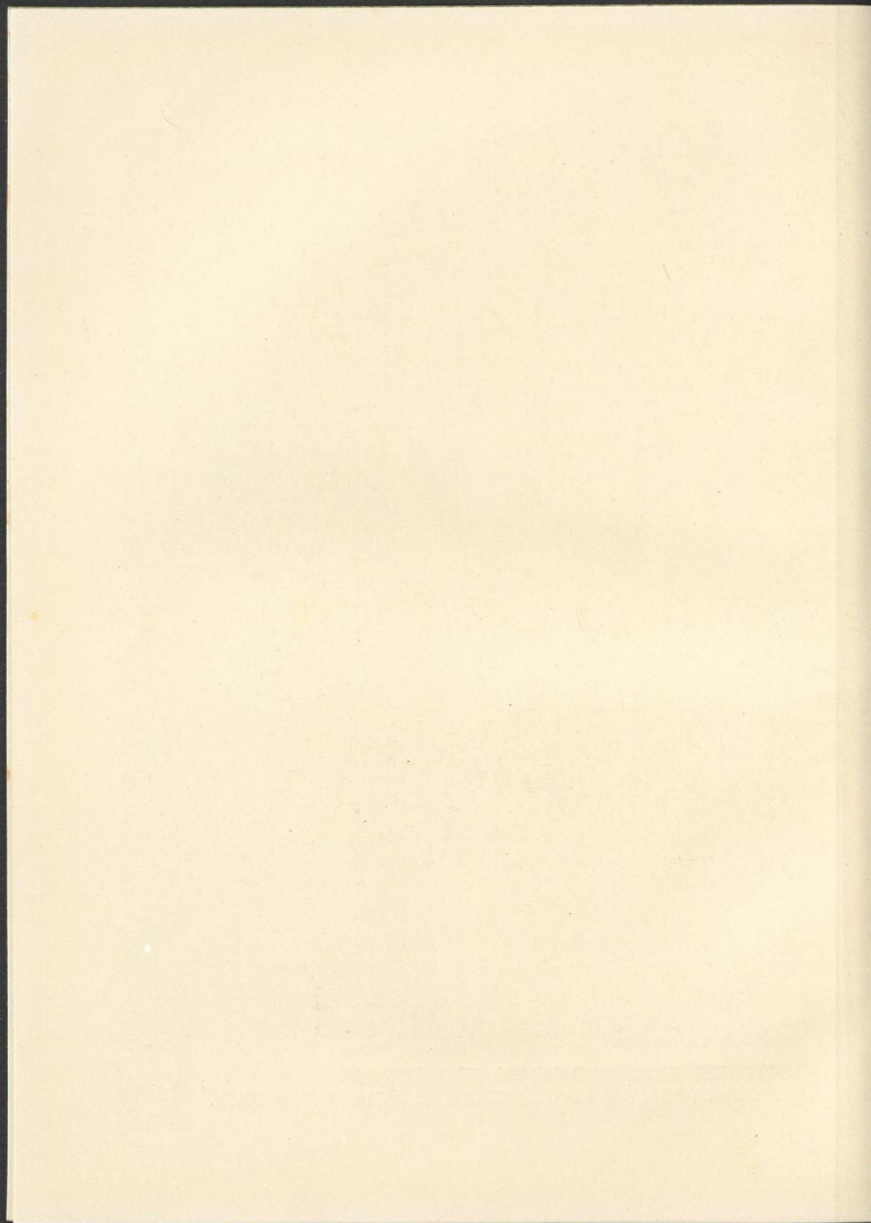
Sie läßt den heißen Rebensaft  
Mit treuer Sorge gähren,  
In kühler Nacht zu milder Kraft,  
Zum seltnen Wein sich klären.  
Den trägt sie zu den Hütten hin  
Auf Höhen und im Tale.  
Sie reicht der armen Wöchnerin,  
Dem kranken Greis die Schale.

So keltert sie den Edelwein  
Im Herbste schon seit Jahren. —  
Ein Segel kommt im gold'nen Schein  
Das Abends fern gefahren;



GOTTFRIED KELLER VON CARL STAUFFER-BERN  
MIT GENEHMIGUNG VON AMSLER & RUTHARDT IN BERLIN.





Im Hafen legt das Schiff sich an,  
Sie hört die Schiffer singen,  
Und einen hochgemuten Mann  
Sieht sie ans Ufer springen.

Sie kennt ihn und sie kennt ihn nicht,  
Sie starrt hinaus ins Weite,  
Als er mit trauter Stimme spricht  
Und grüßt schon ihr zur Seite.  
Die frohen Klänge mischen sich,  
Das Wort hier, dort die Lieder:  
„Ratlos verließ der Knabe dich,  
Nun kehrt ein Mann dir wieder!“

„O schau, wie leuchtet's weit und breit,  
Wie klar der Tag, die Stunde!  
Und reif die schönste Lebenszeit  
Küßt mich von deinem Munde!“  
Da ist in seine Arme hin  
Sie wonnevoll gesunken,  
Und weinend hat die Winzerin  
Zum erstenmal getrunken.

Zum Abschied von dem unvergleichlichen Schweizermann  
ein schalkisch gelungenes „Wanderbild“ aus der Zeit seines  
Aufenthaltes in Berlin:

### BERLINER PFINGSTEN.

Heute sah ich ein Gesicht,  
Freudevoll zu deuten:  
In dem frühen Pfingstenlicht  
Und beim Glockenläuten  
Schritten Weiber drei einher,  
Feierlich im Gange,  
Wäscherinnen fest und schwer,  
Jede trug 'ne Stange.

Mädchensommerkleider drei  
 Flaggten von den Stangen,  
 Schön're Fahnen, stolz und frei,  
 Als je Krieger schwangen.  
 Frisch gewaschen und gesteift,  
 Tadellos gebügelt,  
 Blau und weiß und rot gestreift,  
 Wunderbar geflügelt!

Lustig blies der Wind, der Schuft,  
 Falbeln auf und Büste,  
 Und mit frischer Morgenluft  
 Füllten sich die Brüste;  
 Und ich sang, als ich gesehn  
 Ferne sie entschweben:  
 Auf und laßt die Fahnen wehn,  
 Lustig ist das Leben!

Als im Jahre 1889 Gottfried Keller seinen 70sten Geburtstag feierte und sich allen offiziellen Veranstaltungen nach Seelisberg entzog, sandte ich ihm — ich war Mitte zwanzig — ein Rosenkörbchen mit folgenden Begleitversen, die hier wohl ihren natürlichen Platz finden:

### GOTTFRIED KELLER ZUM 70. GEBURTSTAGE.

(Mit einem Rosenstrauß.)

Nimm diesen Gruß von Rosen, Gottfried Keller,  
 Des Sommers vollen Segen nimm von mir!  
 Noch an den Kelchen weint ein freudeheller  
 Tautropfen in des Morgenglanzes Zier.

Die frische Glut der sonneküßten Fülle,  
 Des samtnen Schoßes duftgetränkte Truh,  
 Sie atme dir, als zarte Liebeshülle,  
 Den satten Hauch der süßen Schönheit zu!

Köstlich und keusch, schelmisch und fein am Mieder  
 Der deutschen Dichtung bist du aufgeblüht,

Dir rankt sich durch Legenden, Mären, Lieder  
Der Reiz der Anmut um ein Goldgemüt.

Glück auf dir, Alter mit der Jugendfrische,  
Dich grüßt ein Junger, den der Sturm umweht.  
Stell auf mein Sträußchen am Geburtstagstische,  
Du lieber, rosengläubiger Poet!

Händedruck und herzenswarmes Wort, als wir uns kurz  
darauf in Zürich wiedersahen — wer könnte das von so  
Einem je vergessen!

**V**on der Schweiz nach Schleswig, von Zürich nach Husum ist nicht so weit, wenn man von Gottfried Keller zu Theodor Storm will. Von Dichter zu Dichter gehen schon längst blitzschnelle seelische Sphärenzüge, Süd und Nord berühren sich da im Augenblick. Storm teilte mit Keller nicht nur fast die gleiche Spanne des Lebens (Keller von 1819—90, Storm von 1817—88), sondern auch die schlichte Wahrhaftigkeit und vornehme Gediegenheit der Kunst. Storm mag in bestimmtem Sinne „lyrischer“ als Keller genannt werden wegen eines gewissen Mehr an runder Eurythmie des Liedverses, aber treue Sorgfalt in der Naturerfassung, Mangel an falschen Farben und schwindlerisch nachgemachten Klängen ist beiden Freunden und vieljährigen Korrespondenten erquicklich gemeinsam. Storms schweigsame, von Gehalt und Stimmung überquellende Verse lassen die tiefsten Herztöne, die Laute zartester Menschlichkeit vernehmen. Ein feiner, herzenskundiger Knecht Ruprecht der Poesie, so könnte man Storms lyrische Silhouette zeichnen, teilt er in süßverwirrender Dämmerstunde, „wenn't Schummern in de Ecken liggt“ und „wenn's munkelt“ die Päcklein seines geheimnisvollen Zaubersackes aus, den zarten Frauen, den aufrechten Männern, die das traumhafte Ineinanderweben von Wirklichkeit und Dichtung ahnen und verstehn . . .

„Es sinkt auf meine Augenlider  
Ein goldner Kindertraum hernieder.“

Oder, mit verwandelter Jahreszeit: ein helläugiger, lebensstarker Mensch zugleich und ein echtes Sonntagskind mit der Wünschelrute des Schätzelfinders, führt dich der leiderfahrene Poet gern gedankenvoll deutend zu den weltfernen Klosterplätzchen sonnengoldner Garteneinsamkeit.

Storm geht wie ein weiser, sehr wohlhabender, aber sparsamer Hausvater mit seinem lyrischen Wortschatz um, er scheint wenig auszugeben und schenkt um so mehr. Denn alles, was er zurückhält, spürt man gleichwohl im stillen mitgegeben — und auf einmal überquillt es uns dann wie seltener, überraschender Reichtum.

Die Wortkargen sind nicht die schlechtesten unter den Dichtern — wir werden bald noch ein stärkeres Exemplar dieser Gattung zu betrachten haben.

### KÄUZLEIN.

Da sitzt der Kauz im Ulmenbaum,  
Und heult und heult im Ulmenbaum.  
Die Welt hat für uns beide Raum!  
Was heult der Kauz im Ulmenbaum  
Von Sterben und von Sterben?

Und übern Weg die Nachtigall,  
Genüber pfeift die Nachtigall.  
O weh, die Lieb ist gangen all!  
Was pfeift so süß die Nachtigall  
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,  
Zur Linken grell ein Sterbelied!  
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schied,  
Denn nichts als nur ein Sterbelied  
Kaum wegbreit noch hinüber?

Das ist das uralte Lied vom Scheiden der Liebe, wie es so todestraunig auch manche Novelle durchzittert. — Storm liebt, ob ihm schon die schärfsten und wichtigsten Töne zu Gebote standen, wenn es um Vaterland und Heimat-erde ging, doch im allgemeinen mehr die stillen Weisen der Natur:

Wir können auch die Trompete blasen  
Und schmetterten weithin durch das Land;  
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,  
Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen,  
Still sinnend an des Baches Rand.

Sonnenstrahl und Mondenlicht, Leben und Tod gleiten  
wechselnd über sein melodisches Saitenspiel.

### IM WALDE.

Hier an der Bergeshalde  
Verstummet ganz der Wind;  
Die Zweige hängen nieder,  
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane,  
Sie sitzt in lauter Duft;  
Die blauen Fliegen summen  
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,  
Sie schaut so klug darein;  
Um ihre braunen Locken  
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,  
Es geht mir durch den Sinn:  
Sie hat die goldnen Augen  
Der Waldeskönigin.

## TIEFE SCHATTEN.

So komme, was da kommen mag!  
 So lang du lebest, ist es Tag;  
 Und geht es in die Welt hinaus,  
 Wo du mir bist, bin ich zu Haus.  
 Ich seh dein liebes Angesicht,  
 Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

In der Gruft bei den alten Särgen  
 Steht nun ein neuer Sarg,  
 Darin vor meiner Liebe  
 Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe  
 Verhängen die Kränze ganz;  
 Ein Kranz von Myrthenreisern,  
 Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen  
 Im Wald die Sonne beschien,  
 Das duftet nun hier unten:  
 Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,  
 Nur oben ein Gitterlein;  
 Es liegt die geliebte Tote  
 Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,  
 Wenn die Welt zur Ruhe ging,  
 Summt noch um die weißen Blüten  
 Ein dunkler Schmetterling.

Storms Lyrik berührt mich oft wie der unmerkliche Flügelschlag eines Dämmerungsfalters, wenn abendwürziger Resedaduft durch den Garten weht . . .

Bei Theodor Storm in Gedanken „am grauen Strand, am grauen Meer“ verweilend, wie könnte man da des beglückend frischen und schlichten Quickborndichters, unseres wurzelstarken Dithmarschen Klaus Groth vergessen! Man

schwätzte eine Zeitlang — es scheint das nun auch schon wieder „überwunden“ zu sein — sehr viel von sogenannter Heimatkunst in Berlin und literarischen Vororten — nun, Klaus Groth ist ein Heimatdichter, und zwar einer echten Kalibers, in dessen plattdeutschen Versen die wasser- und moorreiche Landschaft um Heide und Meldorf, die Atmosphäre von Land und Leuten unmittelbar lebendig wird und zum selbstverständlichen Hintergrund eines kraftvoll-zarten Empfindungslebens dient. Klaus Groth ist auch der norddeutsche Poet der ländlich-realistischen Idylle mit natürlichem Humor — da braucht man nur seine längeren Gedichte zu lesen. Hätte er aber lediglich sein Lied von „Min Modersprak“ gedichtet, so müßte ich ihn immer lieb behalten.

Min Modersprak, wa klingst du schön!  
Wa büst du mi vertrut!  
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,  
Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht  
As Moder mit ern Arm,  
Du fichelst mi umts Angesicht  
Un still is alle Larm.

— — — — —

So herrli klingst mi keen Musik  
Un singt keen Nachtigal;  
Mi lopt je glik in Ogenblick  
De hellen Tran hendal.

Die treuherzigen Verse gehen einem immer wieder nahe ans Herz, dieses seltsame Organ, das unbeschadet alles Weltbürgerturns es sich nicht nehmen läßt, auf seine besondere Art Heimat und Stammesart zu lieben.

Ich sagte schon, daß Klaus Groth himmelweit davon entfernt ist, Heimatdichter im kleinlich beschränkten oder gar literarisch zugeschnittenen Sinn des Wortes zu sein — so aufgefasst würde man sein Wesen völlig verkennen. O nein,

er ist eher eine Art deutscher Robert Burns, dem er sich selbst auch gewiß verwandt fühlte; die ergreifend innige Natürlichkeit seiner Herzenssprache, die tiefen Grundbeziehungen seiner so köstlich unzüftigen Kunst zum Großen und Ganzen, zum Typischen des Menschenlebens schützen ihn vor jeder litterarischen Zaunpfahlankoppelung. Man sieht wohl deutlich das dörfliche Storchennest und die Kirchturmspitze, man hört aber auch das unendliche Meer rauschen und den ewigen Brausewind über den Deich dahinwehen.

### DAT DÖRP IN SNEE.

Still as ünnern warme Dek  
Liggd dat Döörp in witten Snee,  
Mank de Ellern slöppt de Bek<sup>1</sup>,  
Unnert Is de blanke See.

Wicheln<sup>2</sup> stat in witte Haar,  
Spegelt slapri<sup>3</sup> all de Köpp,  
All is ruhi, kold und klar,  
As de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reekt,  
Nich en Leben, nich en Lut;  
Blau na'n blauen Heben treckt  
Sach de Rok<sup>4</sup> nan Snee herut.

Ik much<sup>5</sup> slapen, as de Bom,  
Sünner Weh un sünnner Lust,  
Doch dar treckt mi as in Drom  
Still de Rok to Hus.

Wie viel im besten Sinn bewußte Kunst in so vielen seiner scheinbar höchst simplen plattdeutschen Lieder aus Natur und Menschenleben steckt, ist dem Verstehenden ohne weiteres klar. Ihr Wert wird dadurch nur erhöht, daß man es so gar nicht merkt. Es ist in trauriger Weise bezeichnend, daß die wesentlichen Vorzüge, das eigentlich

<sup>1</sup> Bach, <sup>2</sup> Weiden, <sup>3</sup> schläfrig, <sup>4</sup> Rauch, <sup>5</sup> möchte.

An Arnold Körber

Zum

hundertsten Geburtstage.

Doch Du bist noch eingezogen  
Und Dein leuchtendes Haus gebaut,  
Dafar wir der Jahr Logen,  
Obwohl der hellste Himmel blaut!

Dafu die Fülle der Gesichte  
Nur im Taigort tanzen und zirkeln,  
Dafu die Tropfen, Blüten, Früchte  
Nachtlos dieses Haus entfließen.

Heute verißt ein laiches Wesen  
Lauffe nicht zu lang, o Mann!  
Um lustiger und vergessener  
Langweil zu zäffern an!





Ausschlaggebende in Klaus Groths dichterischem Lebenswerk lange Zeit gerade bei den engern Landsleuten des Dichters eine geringschätzig und falsche Aufnahme fand, so daß er einmal in dem ergreifenden Klagesonett „In Thule“ in die Worte ausbrach:

„Ich wandre unverstanden unter Horden  
 Von kalten Stummen, die mich nicht begreifen,  
 Die mir den Duft von meinem Fühlen streifen  
 Und mir das Wort schon im Entstehen morden.“

Dem wehmütigen winterlichen Abendbild mit seiner tiefen Ruhesehnsucht folge wenigstens noch eines seiner hochdeutschen Gedichte, aus den „Hundert Blättern“. Ich glaube, mancher wird auch heute noch staunen, bei Klaus Groth ein so die zartesten Schwingungen und Schattierungen der Luft und der Seele wieder ausatmendes Gebilde zu entdecken:

SOMMERSCHWÜLE.

Brennende Luft, —  
 Glühender Strahl  
 Schießt herab wie fließendes Gold;  
 Und in der Ferne  
 Zittert in Wellen,  
 Wie in Pulsen, die Umgebung. —  
 Und welcher Schatten!  
 Greiflich dicht, in scharf geschnittene Formen  
 Fließt er vom Baum herunter,  
 Vom Dach herab,  
 Wie ein kühlender Strom um die Brust.  
 Schläfernder Blumenduft,  
 Vogelgezwitscher wie Flüstern —  
 Über die Träumer gießt  
 In vollen Schalen  
 Heilige Natur,  
 Allliebende Mutter,  
 Gießt verschwenderisch mild ihren Segen aus.

Auch über mich? —  
 Ach, meine Seele dürstet!  
 Kann ich es hindern,  
 Wenn sie erzittert  
 Leis wie der Horizont?  
 Und im Herzen die Wellen steigen,  
 Und in hohen brausenden Wogen  
 Über das Haupt mir  
 Glühender Wunsch und Sehnsucht steigen?  
 Befriedigt saugen die Saaten  
 Den Sonnenglanz,  
 Ahnen Vögel  
 Den duftigen Schatten.  
 O ich möchte zerfließen  
 Mit dem fließenden Golde!  
 Möchte sterben und schweben  
 Mit dem sterbenden Laute! —  
 Auf zum offenen Himmel  
 Wasset der Rosenduft.  
 Aber o Herz!  
 Dort im dichtesten Schatten,  
 Tief im Laub versteckt,  
 Unter dem niedrigen Ulmenbaum,  
 Wer ist's?  
 Leise wiegt das liebliche Haupt,  
 Leise haucht die vertraute Stimme  
 Seelenfrieden in süßen Tönen aus!  
 Sei still und atme!  
 Du bist ein Mensch — und liebst.

**J**a, es gab glücklicherweise über den in aller Kuckucks  
 Munde befindlichen Modedichtern, die so um die sieb-  
 ziger Jahre herum den Rahm des äusserlichen Erfolges ab-  
 schöpften und die längst ihren Lohn dahin haben — es gab  
 glücklicherweise im deutschen Sprachgebiet auch schon da-

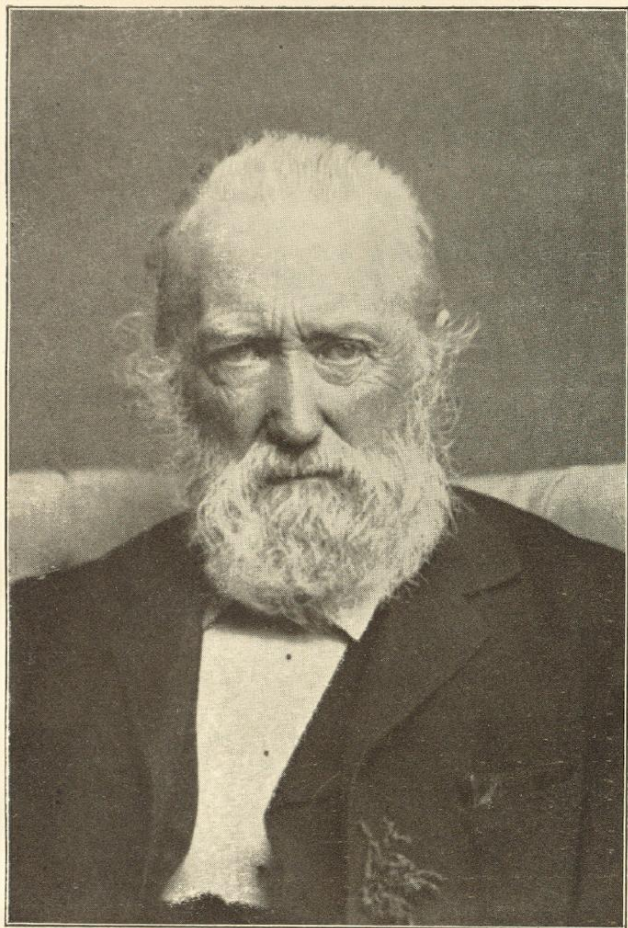
mals ruhig ihren Weg gehende, unbekümmert aus sich heraus schaffende Poeten, denen die Tage einer gerechtfertigten Würdigung erst langsam heranreifen sollten. Die Weltanschauung dieser Dichter trägt nicht das sich im Zusammenhang mit kulturellen Umbildungen bald darauf entwickelnde Gepräge einer Jüngerer Generation, der eine neue Sehnsucht im Blute lag, aber ihre lebenswahre, seelisch und sprachlich ganz selbständige Gestaltungsweise schlägt im besten Sinn eine Brücke zur Gegenwart, geht ihr oft sogar rein künstlerisch bedeutsam wegweisend voraus. Der selbstgesteckte Rahmen meiner Ausführungen zwingt mich, hier wie auch später es auf manchen Verzicht ankommen zu lassen, der ja natürlich ganz und gar kein Vergessen und keine Ausschließung bedeutet. Ich gebe hier nicht Literaturgeschichte noch fühle ich anthologische Verbindlichkeiten — ich bitte das recht sehr im Auge zu behalten.

Es muß an dieser Stelle, wo nur von besonders stark sich abhebenden Erscheinungen der neueren deutschen Lyrik die Rede ist, des Bayern Martin Greif gedacht werden, der, seit Jahrzehnten in München ansässig, gegenüber den früher gestreiften mehr oder weniger weichlichen Parnassschönheiten des Heysekreises in tiefer Naturnähe und hoher, ungeleckter Einfalt dasteht. Ich möchte ihn den „erinnerungsvollen“ und „ahnungsreichen“ Martin Greif nennen, ohne damit mehr als das wolkenhaft Auftauchende und Vorüberziehende seines Wesens, den traumartigen Zug und die seltsam ätherschwebende Formation vieler seiner Gedichte andeuten zu wollen.

Wie ein Kind, halb träumend und halb im Wachen, mit duftigen Blüten spielt, die ihm der Wind in den Schoß weht, Kränzlein flicht und löst und wieder von neuem flicht, so der Lyriker Martin Greif. Er weint und lacht mit seiner Mutter, der Natur, die ihm ihre Wiegenlieder, „allbekannte herzliche Lieder“ mit traurer Stimme ins Ohr flüstert, greift schier verwundert nach Sonne, Mond und Sternen, als säh er sie zum ersten Mal, und zieht mit sehnsuchtstammelnden Weisen die Dinge an sein altes thörichtes Menschenherz.

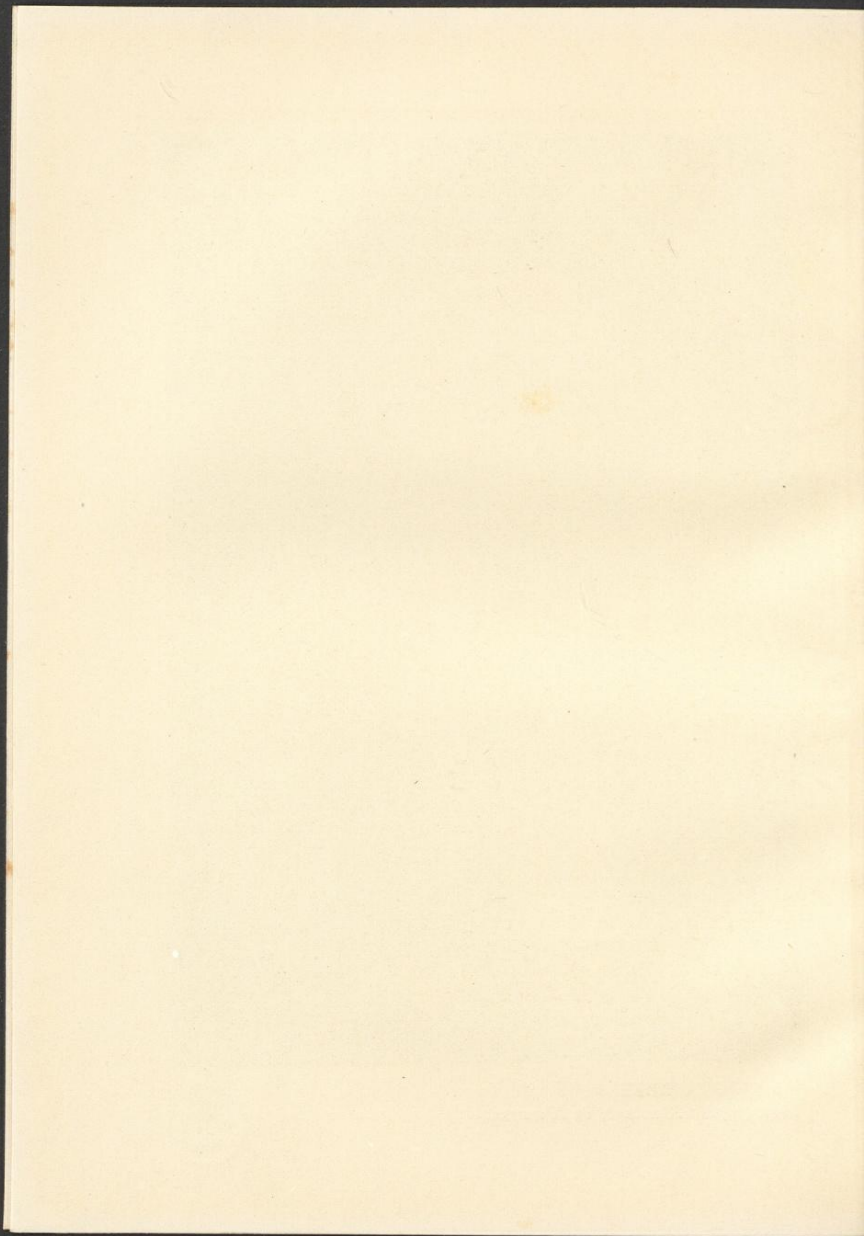
Ich weiß nicht, warum sich der ursprünglich Hermann Frey heiende Dichter just Martin Greif genannt hat, aber ich habe ihn im Verdacht, daß er — und es wäre das für seinen glücklichen Tastsinn nur bezeichnend — seinem Dichternamen eine Art dunkler Symbolik zugrunde legte. Nomina sunt ja mitunter wirklich omina. Martin Greif hat z. B. mit Martin Luther den schlichten schöpferischen Sprachsinn gemein, der die Worte, also das Ausdrucksmittel des Dichters, in ihrem vollen Ursprungswert empfindet. Ferner greift er sozusagen nach den Wort- und Weltgebilden wie der Mrchenvogel nach seinem kindlichen Opfer, um sie aus dem unendlichen Fluß der Dinge herauszuholen und durch die Lüfte zu dauerndem Besitz nach seinem Horst davonzutragen. Bei wenigen Lyrikern habe ich so das Gefühl des Immerwiederkehrenden der Erscheinungen und Vorgänge in Natur und Menschenleben wie gerade bei ihm.

Wenn man gegenüber einem Dichter, der den Lebenswald auf mannigfaltigen Pfaden durchstreift, und der ein mit allem Menschlichen weit umher fühlendes Herz in der Brust trägt, von einer vorherrschenden und charakteristischen Grundstimmung überhaupt sprechen kann, so fühlt sich Martin Greif im ganzen jedenfalls eher zur Wehmuts- und Resignationssphre hingezogen. Aber auch auf dieser elegischen Gefhlschwelle steuert er sein Schiffelein ohne Sentimentalität an uns vorbei in die Dmmerferne, und seine Resignation ist die des gefaßten Menschen, der mancherlei hinter und unter sich gebracht und trotzdem das Mitzuleiden, Mitzulieben und sich Mitzufreuen nicht verlernt hat. So wirkt er anhaltend warm und wohltuend dadurch, daß Phantasie und Herz bei ihm treue Kameradschaft halten. Und dann ist es seine ganz besondere Gabe, das, was hinter dem Ausdruck schlummert, leise anrührend mitzittern zu lassen und so das deutliche Wortbild geheimnisvoll zu unterdunkeln. Seine Rhythmik und Strophik sucht zudem im stärksten Gegensatz zum Geibelschen Faltenwurf alias Bemäntelung das innerliche Wertverhältnis der



THEODOR STORM  
*Photographie Konstabel in Hanerau.*





Worte und Sätze feinfühlig und angemessen zu ordnen und zu gliedern. Und nun von dem Dichter, der mit weit größerem Recht und in viel tieferem Sinn als etwa ein Geibel wahrhaft „fromm“ genannt zu werden verdient, fromm in seiner andächtigen reinen Lebensstimmung, wenigstens ein paar bezeichnende Gedichte aus dem überquellenden Füllhorn seiner Lieder. Daß bei einem so naiven Dichter manches Ungleichwertige mitunterläuft, ist kaum anders zu erwarten, man hat aber gleichwohl bei Martin Greif die angenehme Empfindung, daß selbst die unscheinbarsten Grashälmmchen seiner Lyrik niemals dürr oder gar unecht sind. Zuerst die seltsam erdenbangen Rhythmen des aus der Heimat nächtlich in die „fremde Ferne Entführten“:

#### AUF DER REISE.

Noch schlafen sie alle  
Auf bergendem Lager,  
Alle die Lieben,  
Die ich leise dort verließ  
Rückwärts in der trauten Heimat,  
Und träumen die Nacht zu Ende.  
Ich aber bin indes geeilt  
An Flüssen dahin und vielen Bergen,  
Weit voran in die fremde Ferne.  
Der Mond am Himmel allein,  
Der erbleichende,  
Folgte mir nach  
Mit teilnehmendem Blick,  
Und er sah des Entführten  
Irdische Eile.

Dann die wie ein unversehens heraufziehendes Gewitter wirkenden lebensschweren Strophen:

#### AUF DER WIESE.

Als ich auf der Wiese lag  
Und nach Wand'ers Weise

Süßen Selbstvergessens pfleg,  
Hört' ich's donnern leise  
Droben in den Höh'n.

Als das Aug' ich aufgetan,  
Siehe, Wolken zogen  
Dunkel überall heran,  
Und die Vöglein flogen  
Ängstlich über mir.

So voll Glück und Sonnenschein  
War mein Jugendmorgen;  
Doch es zog Gewölk herein  
Und es kam der Sorgen  
Dichtgedrängtes Heer.

Und schließlich noch den zarten und so schlichten Achtzeiler:

#### VOR DER ERNTE.

Nun störet die Ähren im Felde  
Ein leiser Hauch,  
Wenn eine sich beugt, so bebet  
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle  
Der Sichel Schnitt —  
Die Blumen und fremden Halme  
Erzittern mit.

Martin Greif lebt als nun bald Siebzigjähriger in München mit der freilich etwas späten Genugtuung, sein Lied immer mehr gelesen und gewürdigt zu sehen, von einem jüngern Dichtergeschlecht nur soweit es rohem Strebertum fröhnt, unehrerbietig beiseite geschoben. Lediglich Neulingsbeschränktheit oder literarisches Totschlägersystem wirft das Echte, mag es auch momentan unmodern anmuten, zum alten Eisen. Das tut man rechtmäßig wohl mit Modedichtern, die zu unnatürlicher Wertschätzung aufgebauscht

sind, wie ich es bei der sogenannten Lyrikerrevolution anno 85 ebenfalls tat — zu keiner Stunde meines Lebens jedoch möchte ich einem, der wirklich was Echtes und Eigenes leisten kann, und käme er hundertmal aus der Sphäre einer ganz andern Kunstauffassung, wider besseres Fühlen und Wissen den freudigen Zoll der Anerkennung schuldig geblieben sein.

**R**eine Bewunderung zumal erfüllt mich gegenüber einem nun schon seit bald zehn Jahren dahingegangenen Dichter, der, je öfter ich zu ihm zurückkehre, um so höher bei mir wächst. Wie die Gedichte Gottfried Kellers, so bewahre ich auch den mit den energisch kühnen Schriftzügen ihres Urhebers versehenen Band Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer als teuren Schatz. Es ist unverkennbar, daß Conrad Ferdinand Meyers dichterisches Wesen einen Zug ins Große aufweist. Er hat zweifellos — dieses Gefühl verstärkt sich immer mehr bei mir — etwas Machtvolles, etwas, das wie Pfeiler und Säule emporsteigt. Seine Lyrik und Balladendichtung besitzt ebenso wie seine Prosa Eigenschaften, die in der deutschen Dichtung überhaupt recht isoliert sich ausnehmen. Die Gedichte stellen das letzte künstlerische Ergebnis eines in seiner besondern Art vielleicht einzigen, langwierigen Vorgangs innerlicher Lebensbewältigung dar. Ich kenne kaum einen andern deutschen Dichter, der in der Ausscheidung des Beiläufigen, Zufällig-Nebensächlichen und Kleinlich-Unbedeutenden so weit gegangen wäre wie gerade Meyer. Dadurch wird die große Linie seiner Schöpfungen gewahrt, die sie so edel auszeichnet.

Die Art, wie starkes Gefühl, tiefe Leidenschaft und Phantasiefülle — ohne Einbuße an Erregungsfrische durch den langen Schmelzprozeß — zur festen, dauernden Form gebündelt und geprägt wird, ist bei diesem Dichter staunenswert. Meyer ist — neben dem Dramatiker Kleist — vielleicht der lakonischste deutsche Dichter. Er feiert förm-